

1. KAPITEL

In erster Linie Sowjetbürger

Versucht Putin die UdSSR zu rekonstruieren? Sein Projekt einer Eurasischen Union und seine Offensive in der Ukraine legen das nahe. Und geschieht dies, falls dem tatsächlich so ist, aus Nostalgie für die Sowjetunion? Was sagen die Fakten? Wenn er sowjetophil ist, dann zuallererst aus Treue zu seinen Wurzeln. Wladimir Wladimirowitsch Putin wird 1952 in Leningrad, der Stadt der russischen Revolution, geboren. Die ausgezehnte und zerrüttete Stadt zeichnen noch die Spuren einer mörderischen, fast zweieinhalbjährigen Blockade. Stalin ist noch am Leben. Putins Vater kämpfte während des Zweiten Weltkriegs in den Reihen des NKWD, der Politischen Polizei, die für die Kriegsgefangenen und für die Durchsetzung der Befehle des Oberkommandos zuständig war, und wurde verwundet. In Leningrad ist er Facharbeiter in einem Werk für Eisenbahnwaggons und Mitglied der Kommunistischen Partei, jahrelang ist er in der Parteigruppe seines Werks aktiv. Im Gegensatz zum atheistischen Vater ist Putins Mutter gläubig, sie lebt von kleinen Jobs. Dem Großvater von Wladimir Wladimirowitsch war ein deutlich ungewöhnlicheres Schicksal innerhalb des kommunistischen Regimes beschieden. Kurz nach seinem Aufstieg zum Präsidenten Russlands muss Putin sich zu diesem Punkt erklären. »Was würde Ihr Großvater von seinem Enkel denken, der nun zu einem demokratisch gewählten Präsidenten geworden ist?«, fragt ihn ein amerikanischer Journalist. Putin, leicht peinlich berührt, antwortet: »Die Tatsache, dass mein Großvater als Koch für Stalin gearbeitet hat, sagt überhaupt nichts über seine politischen Ansichten. Das war damals ein anderes Land, mit einem anderen Leben.«^[1] Tatsächlich hatte Putins Ahne nicht nur für Stalin aufgewartet, sondern zuvor auch

schon für Lenin gekocht, bevor er seinen Lebensabend schließlich in einem Heim der Partei verbrachte.

Trotz dieses linientreuen Stammbaums ist der junge Wladimir meilenweit von allem leninistischen Eifer entfernt. Nach allem, was man von ihm weiß – und man weiß nur, was er selbst zu erzählen beliebt, denn gleich nach seinem Machtantritt stellt er seine Biographie streng unter Verschluss –, ^[2] glaubte er nie wirklich an den Kommunismus. Marx zitiert er in seinen Reden und Interviews allenfalls, um ihn zu kritisieren. Selbst Scherzen ist er nicht abgeneigt, so auch bei einem Treffen mit Kulturschaffenden im August 2014, als sein Interviewpartner Marx und Engels zitiert: »Die Deutschen sind schuld, sie haben uns die beiden aufgedrängt und ihren Marxismus zu uns exportiert ...« ^[3] Oft beteuert er, nie an das Ideal einer klassenlosen Gesellschaft geglaubt zu haben: »Ich war überzeugt davon, dass die kommunistische Idee ein schönes Märchen war, allerdings [...] ein gefährliches schönes Märchen [...], das nicht nur in eine ideologische, sondern auch in eine ökonomische Sackgasse führt.« ^[4] Das ist ein entscheidender Punkt: Da er beim KGB arbeitete und den Entwicklungsrückstand der UdSSR im Verhältnis zu den westlichen Industriestaaten genau kannte, wusste Putin bereits »Mitte oder Ende der 1980er Jahre«, ^[5] dass das staatlich gesteuerte Wirtschaftssystem mit Sicherheit auf den Bankrott zusteuerte. Er zeigt sich also auf ökonomischer Ebene schon von jeher als eher liberal. Wenn er auch kein Antikommunist ist, so glaubt er als junger Mann doch wie viele seiner Mitbürger weder an die Propaganda noch auch nur an den Traum von einer klassenlosen Gesellschaft. Er ist Pragmatiker, und als solcher konstatiert er das Scheitern der Planwirtschaft.

Indessen teilt Wladimir Putin die hauptsächlichen Werte der sowjetischen Gesellschaft voll und ganz. Vielleicht hat er nicht dieselben politischen Überzeugungen wie sein Großvater oder sein Vater, doch er beteuert, dass er das Wesentliche mit ihnen gemeinsam hat: den Patriotismus. In dem Interview über seine Vorfahren führt er seine Antwort mit einem Gegenangriff fort: »Alle Mitglieder meiner Familie liebten und lieben Russland, haben sich meiner Heimat gegenüber als Patrioten erwiesen und mich in genau diesem Geist erzogen.« ^[6] Was man in der Sowjetunion vor jeglicher

kommunistischer Ideologie lehrte, ist ihm zufolge »die Liebe zur Heimat«. [7]

Eine weitere Sphäre von immenser Bedeutung für das sowjetische Leben, für die der junge Mann schwelgt, ist die Militärkultur. In ihren Chroniken des sowjetischen Lebens legt die weißrussische Autorin Swetlana Alexijewitsch deutlich diesen für das Verständnis der heutigen Ereignisse grundlegenden Zug bloß: »Unser Land war durch und durch militärisch, rund 70 Prozent der Wirtschaft bediente die Bedürfnisse der Armee. Genau wie unsere besten Köpfe ... Physiker, Mathematiker ...« [8] Männer, Frauen, Kinder – alle waren der Militärideologie unterworfen. Die Bildung war militaristisch, die Kinder mussten Kriegsliteratur lesen, um sich auf die Selbstaufopferung vorzubereiten. Der Militärdienst mit seinen grausamen Schikanen und seinen virilen Initiationsriten stellte einen der wichtigsten Aspekte des sowjetischen Lebens dar. Die Stimmung des gesamten Daseins zwischen Militärparaden, Helden- und Märtyrerkult und kollektiver Disziplin war allgemein martialisch. »Wir haben so sehr geglaubt! Geglaubt, dass eines Tages ein gutes Leben kommen würde. Warte, hab Geduld ... ja, warte, hab Geduld ... Das ganze Leben in Kasernen, in Wohnheimen, in Baracken«, heißt es bei Swetlana Alexijewitsch weiter. [9] Selbst heute noch ist die Art und Weise, wie im zivilen Bereich gesprochen und sich an sein Gegenüber gewandt wird, in der gesamten ehemals sowjetischen Zone von einer trockenen, militärischen Effektivität geprägt. Im Übrigen gebe es in dem großen Kampf zwischen kapitalistischer und kommunistischer Welt ohnehin »keine Grenze zwischen Krieg und Frieden. Es herrscht immer Krieg«, so zumindest fasst es einer jener Normal-Sowjetbürger zusammen, die von Swetlana Alexijewitsch interviewt wurden. [10] Wladimir Putin, aufgewachsen einige Jahre nach Kriegsende in der für immer in unantastbarer Erinnerung bleibenden »Heldenstadt«, ist ein Kind dieses alltäglichen Militarismus. Gekämpft hat er jedoch nicht. Er wurde nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und nahm nicht an der Invasion Afghanistans zwischen 1979 und 1989 teil. Während des ersten Tschetschenienkonflikts (1994–1996) ist er bereits ein hoher Funktionär. Den zweiten, 1999 begonnenen leitet er selbst in die Wege. Wladimir Putin verhält sich umso martialischer, als er den Krieg nie kennenlernte. Wenn er sich

selbst gern als mannhaften Helden darstellt, dann weil er von diesem Bild getrieben ist.

Ein bedeutender Wesenszug dieser militaristischen Kultur bestimmt die spontane Geschichtsauffassung zahlreicher Sowjetbürger. Die UdSSR stoppte als erste Nation den deutschen Vormarsch, zwang in Stalingrad die gegnerische Armee in die Knie und drängte sie dann bis nach Berlin zurück. Stalin, der mit Hitler paktiert hatte, wurde in den Augen der Welt zum großen Sieger des Konflikts. Die Kultur des permanenten Krieges ist auch die Kultur des Sieges. Und diese verleiht nach Meinung der russischen und sowjetischen Führungsränge den Siegern bestimmte Rechte. In seiner wachsenden Begeisterung für die Armee, die mit einer stetigen Erhöhung ihres Budgets einhergeht, beruft Putin sich 2012 zu Beginn seiner dritten Amtszeit auf den Sieg gegen den Nazismus, um Russland eine Art moralische Überlegenheit in den internationalen Beziehungen zuzusprechen. In seiner Rede während der Parade vom 9. Mai verkündet er: »Wir haben ein unermesslich großes moralisches Recht, unsere Positionen auf grundlegende und dauernde Weise zu verteidigen. Denn unser Land war es, das den Großteil der Nazioffensive zu erdulden hatte [...] und den Völkern der ganzen Welt die Freiheit geschenkt hat.«^[11] Noch argwöhnte niemand, dass diese traditionelle Rhetorik, die in der ehernen Terminologie der UdSSR den völkerbefreienden Soldaten dem »Faschisten« gegenüberstellt, schon bald wieder auftauchen würde, um die russische Intervention in der Ukraine zu rechtfertigen. Doch das Argument ist bereits zur Hand.

Eine weitere sowjetische Institution nimmt im Leben Wladimir Putins einen wesentlichen Platz ein: der KGB (Komitee für Staatssicherheit), der nach dem Untergang der UdSSR zum FSB (Föderaler Sicherheitsdienst) wurde. Der Legende nach, die er selbst konstruierte und sorgfältig unter Kontrolle behielt, soll sich der junge Wladimir mit sechzehn Jahren selbst beim Leningrader Sitz des KGB beworben haben, um seine Heimat zu verteidigen. Man riet ihm jedoch, zunächst zu studieren, bevor man ihn einige Jahre später einstellte. Putin legt in den autorisierten Biographien und in seinen Interviews großen Wert auf das romantische Bild des unbestechlichen und tapferen Spions. Nur zu gern möchte er die

hunderttausenden Opfer der Politischen Polizei unter Stalin und später die erbarmungslose Jagd auf Dissidenten und andere Abweichler, an der er sicherlich beteiligt war, in Vergessenheit geraten lassen. Ihm zufolge ist der KGB / FSB das Elitekorps des russischen Vaterlandes. Mögen die kommunistischen Spitzenpolitiker auch korrumpiert, mag ihr Handeln durch die Ideologie auch beschränkt sein, die Geheimpolizei ist über den Rückstand des kommunistischen Blocks auf dem Laufenden und bildet die Speerspitze bei der Wiedergeburt des Landes. Kurzum, der ideale Machthaber ist eine von der Bevormundung der Partei befreite Politische Polizei. Putin bekräftigt dies, kaum dass er an der Spitze des Staates angelangt ist: »Der KGB war eine ideologische Organisation im Dienste der Interessen einer herrschenden Partei – der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Jetzt bei uns gibt es gottlob keine alleinregierende Partei, keine kommunistische Staatsideologie mehr.«^[12] Der FSB kann nunmehr mit völlig freier Hand seine Mission erfüllen: »Die Interessen des Staates verteidigen.«^[13] Darüber hinaus lobt Putin die professionellen Qualitäten, die bei der Berufstätigkeit des Spions gefördert werden, in den höchsten Tönen: »Die Kompetenzen bei der Arbeit mit Menschen: zuhören können, verstehen können.«^[14] Diese Fähigkeit, sich auf sein Gegenüber einzustellen und ihn in Sicherheit zu wiegen, wird Putin von denen, die ihm begegnet sind, oftmals bescheinigt. Definierte er sich in seiner Jugend nicht selbst als »Spezialist im Umgang mit Menschen«?^[15]

Da diese Opposition zur marxistisch-leninistischen Ideologie mit einer unverbrüchlichen Treue zur Sowjetunion und zu einer ihrer wichtigsten Institutionen, der Politischen Polizei, gepaart ist, macht das Putins Haltung gegenüber dem sowjetischen Jahrhundert zumindest nachsichtig. Sicher ist, dass er nie eine neue Hinterfragung der sowjetischen Vergangenheit auf den Weg bringen wollte. Schon Boris Jelzin, der erste demokratisch gewählte Präsident Russlands, hatte den Vorschlag des einstigen Dissidenten Wladimir Bukowski zur Durchführung eines »Nürnberger Prozesses« gegen die sowjetische Führungsriege abgelehnt. Putin scheint einige Jahre später nicht eine Sekunde lang eine solche Möglichkeit zu erwägen. Für ihn kommt auch nicht infrage, einer Aufarbeitung des